Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 14 (1924)

Heft: 41

Artikel: Heidenheuet [Fortsetzung]

Autor: Huggenberger, Alfred

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-644547

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 41 — XIV. Jahrgang | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | Bern, den 11. Oktober 1924

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Herbstgold.

Von Ferdinand Avenarius.

Wie war's im Walde
Heut wunderhold —
Die Wipfel alle
Von rotem Gold!

Golden der Boden,
Golden der Duft,
Fallende Blätter
Von Gold aus der Luft!

Und es leuchtet
Aus Tod und Vergehn
Golden die Hoffnung
Aufs Auferstehn.

Der Heidenheuet.

Erzählung von Alfred Huggenberger. 2

Oberhalb der Zweidlenbrücke stach mich der Haber, ich wandte mich verstohlen nach dem Frohhof hinauf. Richtig, die Juli stand noch auf der Freitreppe und sah mir, die Augen mit der Hand beschattend, nach.

In diesem Augenblick brach mein Brauner mitten in scharfer Fahrt ein wenig nach der Handseite aus. Entweder war ihn eine kleine Füllenlaune angekommen, oder die steinerne Brückenwehr hatte ihn stutzig gemacht. Als Fuhrmann hätte ich damalen richtig auch noch keinen ersten Preis gekriegt; heute würde ich so einen unachtsamen Hauderi Laff schelten.

Zwar hatte ich mein mutwilliges Viehlein alsbald wieder richtig in den Fingern, doch glaubte ich vorhin so im Schwick bemerkt zu haben, daß mein Wägelchen jemanden leicht angerannt. So schnell als tunlich hielt ich an und sah mich um. Richtig, da saß auf dem Brückenmäuerchen ein Frauenzimmer und drückte sich ein weißes Tüchlein an den Kopf.

Augenblicklich sprang ich ab, band mein Roß an einem Straßenbäumchen fest und schritt nach der Brücke zurück. Zu meinem Aerger konnte ich mich nebenbei überzeugen, daß jetzt auch Peter Rölli neben der Juliane droben auf der Frohhoftreppe stand.

Die zu Schaden gekommene war ein junges, schlankes Ding von kaum zwanzig Jahren. Es habe ihr nicht viel gemacht, sagte sie, ohne aufzusehen und ohne meine Anrede abzuwarten. Bloß einen kleinen Schlag habe sie bekommen, ich dürfe getrost weiterfahren.

Ich wollte aber doch Gewißheit haben und stellte zu meiner Beruhigung fest, daß sie wirklich nur eine ganz leichte Schramme an der Stirn davongetragen; im übrigen wollte sie durchaus unversehrt und guter Dinge sein. Was ich noch weiter an ihr feststellte, war, daß sie ein zartes, liebes Gesicht und zwei helle Sonntagsaugen besaß.

Ich fragte sie nach ihrem Weg. Sie kam von Kurzenried herüber und wollte zu ihrem Vetter, dem Urech Benz vom Glinzenhöfli bei Mittelbach, dem sie bis zum Heuet den Haushalt führen sollte, weil seine Frau krank daniederlag.

Selbstverständlich anerbot ich mich, sie mit meinem Fuhrwerk nach Mittelbach zu bringen, was sie zuerst bestimmt ablehnte, wahrscheinlich, weil sie meinem Gaul nicht ganz traute. Am Ende ließ sie sich aber doch bereden und stieg zögernd und mit halbem Willen auf mein Gefährt.

Wie sie nun so neben mir auf dem ledernen Sitzpolster saß, immer noch das Tüchlein an die Stirn gepreßt, und ich mein Roß vorsichtig antraben ließ, kam mir plötzlich der Wenken-Samuel mit seinem Zufall in den Sinn. Es war mir, als müsse der Wenk irgendwo hinter einem Baum neben der Straße stehen. „Hä, hä — merkst du noch nichts?"

„Beileibe nicht!" stritt ich mir im stillen ab und fühlte mich dabei doch einer angenehmen Aufregung voll, so sehr ich mich anderseits über die vor Julianens Augen erlittene Schlappe ärgern mochte. Ich war eifrig bemüht, mich bei meiner hübschen Fahrtgenossin in ein gutes Licht zu setzen, indem ich sie nicht nur fortgesetzt meines Bedauerns über meine grobe Unachtsamkeit versicherte, sondern auch jeden etwa daraus für sie entstehenden Schaden und Nachteil nach Möglichkeit gutzumachen versprach.

Sie hieß Alwine Schindler und wußte im Heidental ein wenig Bescheid, weil sie schon als Kind hin und wieder bei ihren Verwandten gewesen. Immer noch war sie äußerst

befangen und wortkarg. Sie sei ganz selber schuld, sie hätte ja besser aufpassen können, gab sie auf meine Entschuldigungen zurück.

Während wir jetzt in den Zweidlenwald einbogen, bemerkte ich zu meinem Schrecken, daß sie sich auf einmal verfärbte und mit der Hand krampfhaft nach der Seitenlehne griff. Ich hielt an und stützte sie, so gut ich ungeschickter Mensch das fertig brachte.

Zuerst wehrte sie heftig ab; aber im gleichen Augenblick hatte sie mit dem Bewußtsein alle Gewalt über sich verloren.

Wie eine Alp legte sich die Angst auf mein Herz. Ich lauschte beklommen auf ihre Atemzüge. Sie gingen ruhig und leise. Da bettete ich sie so bequem als möglich in meinen Armen und öffnete ihr mit zittrigen Händen das enge Halskräglein. Ich kam mir dabei wie ein Missetäter vor.

Dann überlegte ich blitzschnell. Bis zum Zweidlenbrunnen waren es nur ungefähr drei Minuten. Bis dahin mußte es wohl gehen....

Mein Rößlein tat jetzt lammfromm und setzte behutsam Schritt vor Schritt, als möchte es das Verfehlte gut machen. Ich hätte es gern zur äußersten Eile angetrieben, aber das ging nicht an, mein grobes Fuhrwerk war ja nicht für derlei Fälle eingerichtet.

So eine Fahrt, im Süßen und im Schweren gemeint, hat nicht mancher in seinem Leben mitgemacht. Ich wünsche sie jedem und wünsche sie keinem. Man kann dabei älter werden und ein bißchen gescheiter vielleicht auch. Bei mir ist nach dieser Seite hin nachher nicht viel zu bemerken gewesen.

Der Wald wollte mir diesmal schier endlos lang vorkommen. Und kein sterblicher Mensch weder hinter mir noch vor mir auf der Straße, der mir vielleicht hätte raten und helfen können.

In dem Augenblick, da ich von der letzten Straßenbiegung aus das helle Tannentor unmittelbar vor mir sah, schlug meine stille Gefährtin zu meiner Freude und Not die Augen auf. Zuerst sah sie eine Weile verständnislosen Blickes ins Leere; dann schien sie sich nach und nach auf alles zu besinnen. Noch kaum ihrer Kräfte mächtig, machte sie sich mit heftiger Bewegung von mir los und nestelte ihr Kleid zurecht. Ich stammelte ein paar Worte der Entschuldigung, aber sie hörte nur halb darauf. Tränen standen in ihren Augen. Sie machte den Versuch, mitten im Fahren vom Wägelchen zu steigen; ich mußte sie fast gewaltsam zurückhalten.

Durch meine Vorstellungen etwas beschwichtigt, saß sie dann eine Weile bedrückt und verschlossen neben mir. Auch mir war bei aller Erleichterung gar nicht wohl zumute.

Am Zweidlenbrunnen hielt ich an und half ihr vom Wagen. Sie nahm einen Schluck Wasser; dann mühte sie sich mit einer gewissen Hast, die Spuren des Unfalls aus Gesicht und Kleidern auszutilgen, worauf sie, ohne ein Wort zu sagen, wieder aufstieg.

Im Weiterfahren machte ich ihr den Vorschlag, bei uns auf dem Stöhrenhofe für eine Viertelstunde einzukehren und sich ein bißchen zu stärken; aber sie wollte unter keinen Umständen davon wissen.

Das war mir zum Teil auch wieder recht. Vielleicht kommst du ungesehen am Hofe vorbei, dachte und wünschte ich mir im stillen. Aber heut hatte ich einmal mein Pech. Ich sah den Vater schon von weitem unter dem offenen Scheunentörchen stehen. Er konnte nicht klug aus der Sache werden und sah uns mit schwerem Kopfschütteln nach.

Auch in Tal und Mittelbach schien alles so recht eigentlich auf uns gewartet zu haben; es war mir, als hätte ich kaum je an Sonntagabenden so viele Gassensteher beisammen gesehen. Die Leute machten Glotzaugen und steckten die Köpfe hinter uns zusammen, während ich meinerseits mich so stellte, als sei ich in irgendeiner anderen Gegend daheim.

Meine mehrfachen verlegenen Versuche, ein Gespräch mit meiner Gefährtin anzuknüpfen, schlugen immer fehl; sie gab mir nur einsilbig und abwehrend Bescheid. Sie möge es sich ja an nichts Nötigem fehlen lassen und auch einen Arzt zu Rate ziehen, bat ich wiederholt; ich wisse nachher schon, was recht sei und was sich gehöre.

Der Empfang auf dem Glinzenhöfli war für uns beide ein gleich peinlicher. Der Glinzen-Urech war etwas angetrunken, er redete mich fortwährend als „Herr Hochzeiter" an. Ich war herzensfroh, daß sich das Mädchen angeblich gut fühlte und ich mich bald empfehlen konnte.

Meinen Leuten daheim gab ich in möglichst unverfänglicher Weise von meinem Erlebnis Bericht, wobei ich die Schuldfrage so ziemlich auf den Kopf stellte. Das unachtsame Ding von einem Dienstmädchen war mir nun wirklich geradezu ins Fuhrwerk hineingerannt. Der Vater schimpfte weidlich über meinen verdammten Rößlisparren, der ihn noch um Sack und Bündel bringe, während die Mutter sich nur immer darüber aufhielt und ärgerte, daß ich so mir nichts dir nichts habe am Hause vorbeifahren können. Es sei einem denn doch nicht gleichgültig, mit wem ich in der Welt herumgutschiere, besonders wenn man an das andere denke. Und man hätte ja ganz gut den Knecht mit dem Fuhrwerk nach Mittelbach schicken können. Das hätte allweg besser gepaßt.

Abends beim Zunachten ging ich noch einmal nach dem Frohhof hinauf. Es saß plötzlich eine schwere Furcht in meinem Herzen, ich kannte mich selber nicht mehr recht. Heut mußte es sich entscheiden, wohl oder weh! Heut konnte ich betteln und anhalten!...

Hin und wieder mußte ich auf dem Weg stillstehen und mich besinnen. Es war etwas in mir, das mich nach einer ganz anderen Seite zog. Immer wieder kam mir ein Wort des Zweidlenkonrad in den Sinn: „Das Gernhaben kann dir ein Sommervogel anwerfen..."

Nein und nochmals nein! Dafür stellt ein Bauernkerl vom Heidental kein Roß in den Stall, daß er mit ihm aus dem schönen, ebenen Herrenacker an die Hungerhalde hinauskutschieren könne — Ein Dienstmädchen! Der Stöhrenhofer, der zu oberst hinaus gewollt!

Juliane fragte so nebenbei nach meinem Unfall. Ich stellte die Sache als etwas durchaus Harmloses und Nichtiges hin. Dabei konnte ich sie aber nicht ansehen; es war mir, als müßte sie mir etwas von den Augen ablesen. Vielleicht die Gedanken, die mir heute bei meiner Fahrt

durch den Zweidlenwald den Kopf schwer und das Herz leicht gemacht. —

Peter Rölli saß breit neben mir. Ohne daß ich mich nach ihm umsah, wußte ich, daß sich fortwährend ein hämisches Lächeln irgendwo auf seinem Gesichte versteckt hielt. Lach meinetwegen, du! dachte ich bei mir. Dir geh' ich aus dem Weg, wenn der Steinenbach aufwärts läuft!

Auf dem gleichen zähen Beschluß mochte indes auch der Rölli ausruhen. Als ob er mein Vorhaben kennte, wich er keinen Wank von der Stelle; ich mußte meinem heftigen Werbewillen für heute Zaum und Zügel anlegen.

Des folgenden Tages hatte ich viel zu studieren. Der Doktor Steiner von Großwangen war am Vormittag am Stöhrenhof vorbeigefahren; doch hatte ich umsonst darauf gelauert, ihn vielleicht auf seiner Rückfahrt nach Alwinens Befinden fragen zu können. Und am hellen Werkeltag nach Mittelbach hinabzugehen, schickte sich mir nicht, ich mußte den Abend abwarten.

Ich traf es auf dem Glinzenhöfli gar nicht nach Wunsch. Alwine hatte sich noch nicht völlig erholt. In der Nacht sei sie sogar stark in Angst gewesen wegen dem Kopfweh, berichtete sie. Jetzt gehe es jedoch besser. So die dringlichsten Hausgeschäfte könne sie schon zur Not bewältigen.

Der Arzt hatte ihr strengstens Ruhe verschrieben. Aber der Glinzenhöfler besaß wenig Verstand. Er habe eine gesunde Person angestellt und keine kranke, schimpfte er jetzt in ihrem Beisein, eine, die nicht einmal das kalte Wasser verdiene. So eine habe er bereits schon im Haus.

Mit Hochzeitern warf er heute nicht um sich; ich bekam ganz andere, unverzuckerte Ausdrücke zu hören. Ein Baron sei ich vorderhand noch nicht, der andere Leute nach Belieben umkarren könne, wenn ich's auch vielleicht hoch genug im Kopf hätte. Und er wolle mir dann die Rechnung schon stellen.

Alwine bat mich nach seinem Weggehen in ihrer ruhigen und überlegenen Art, ich möge seine Rede nur ja nicht auf die hohe Achsel nehmen; sie kenne ihn und werde schon mit ihm fertig werden. Es sei nun einmal ungeschickt gegangen, da könne man nichts dafür. Und sie merke ganz gut, daß es mit ihr bereits auf der besseren Seite sei.

Glücklicherweise sollte sie sich hierin nicht getäuscht haben. Ihre kräftige Jugend hatte die Folgen des Unfalles schneller überwunden, als ich selber zu hoffen gewagt.

Nichtsdestoweniger schlich ich mich jetzt allabendlich auf Umwegen und ohne Wissen meiner Eltern nach dem Glinzenhöfli hinab. Das sei nur meine Pflicht und Schuldigkeit, redete ich mir vor. Aber ich setzte meine heimlichen, knappen Besuche fast gegen meinen eigenen Willen auch dann noch fort, als nicht die geringste Besorgnis mir weiter dazu Grund und Anlaß bot.

Der Glinzen-Urech zeigte sich bald zugänglicher; in der Folge gab es hin und wieder eine täppische Bemerkung, worüber Alwine jeweilen verstimmt und verlegen wurde. Sie tat jeden Tag fremder und einsilbiger. Und eines Abends nahm sie mir kurzerhand das Versprechen ab, von nun an wegzubleiben. Es würde sich ihr sonst nicht mehr schicken im Hause, während die Base sie noch für ein paar Wochen bitter notwendig habe. Etwas betreten gab ich ihr mein Wort, rasch und ohne Bedenken, als etwas ganz Selbstverständliches.

Ich habe es dann auch wirklich gehalten. Freilich, zu ändern war da gleichwohl nicht mehr viel; das Ende vom Lied gab dem Anfang recht: ich hatte mich wie ein Narr in das Mädchen versehen.

Diese Sache konnte ich mir jetzt mit dem besten Willen nicht mehr länger verhehlen. Und das war eigentlich gut. Denn sobald einem der Verstand die Wahrheit heraussagen darf, hat er den Streit mit der Dummheit zur Hälfte gewonnen. Ich ging in mich, wie ein richtig beschaffener Bauernmensch von fünfundzwanzig Jahren in sich gehen kann. Wenn ein Graben kommt, so nimmt man einen tüchtigen Schritt drüber hinweg, nachher geht's auf der schönen geraden Lebensstraße weiter. —

Der Heuet hatte sich inzwischen im Heidental angemeldet. Und das war abermals gut: er wurde für mich der beste Doktor. So vor der Sonne auf und schinden und haudern, bis man wie gerädert auf den Laubsack fällt, das bringt manchen über das Studieren hinaus und stellt ihm den Wegweiser wieder in den Senkel. Als ich nach zwei schweren Wochen erstmals wieder in der Frohhofstube saß, konnte ich es dreist wagen, mir selber alles abzustreiten. Die Juliane! So eine! Ich konnte an meine Redlichkeit und an meinen guten Willen zu ihr wieder wie an einen Herrgott glauben. Vielleicht hatte ich mich bloß einmal auf dem Wege zu ihr nach einem gradgewachsenen Bäumchen umgesehen. Durfte ich das nicht? Ei wohl, das durfte ich!

An diesem Abend trug ich Julianens Jawort mit nach Hause. Ich werde schon sagen müssen: ich trug es; denn das Merkwürdige, daß sie meinen Antrag endlich angenommen hatte, beschäftigte mich auf dem Heimweg nicht so sehr, als eine scheinbar ganz geringfügige Mitteilung, die sie mir nebenbei gemacht: weil die Schwestern jetzt übergenug mit ihren Aussteuern zu tun hätten, werde morgen eine Magd auf dem Frohhof eintreten, namens Alwine Schindler...

(Fortsetzung folgt.)

Im Volkston.

Von Theodor Storm.

Einen Brief soll ich schreiben
Meinem Schatz in der Fern';
Sie hat mich gebeten,
Sie hätt 's gar zu gern.

Da lauf ich zum Krämer,
Kauf Tint' und Papier
Und schneid mir ein' Feder,
Und sitz nun dahier.

Als wir noch mitsammen
Uns lustig gemacht,
Da haben wir nimmer
Ans Schreiben gedacht.

Was hilft mir nun Feder
Und Tint' und Papier!
Du weißt, die Gedanken
Sind allzeit bei dir.